

„So muß für Alle diese Lösung die willkommenste sein. Hoffen wir, daß sie zu einem guten Ziele führt.“

So schieden sie. Es waren keine glänzenden Hoffnungen, die Bernhard Moosheim von Flensburg mit sich nahm, aber er fühlte, daß es so am Besten war. Kösel war so jung! Wenn er aufrichtig gegen sich sein wollte, so mußte er sich gestehen, daß er auch schon geliebt hatte und zwar mit der ganzen Innigkeit einer ersten Liebe. Damals war er neunzehn Jahr und die Angebetete seines Herzens eine junge Dame, — die spätere Gattin seines Oheims gewesen. Er hatte geglaubt, verzweifeln zu müssen, als er die schöne, junge Braut neben dem alternden Manne am Altar stehen sah und ihr Blick noch einmal zu ihm hinüberflog. Mehr als ein halbes Jahr lang glaubte er den Qualen hoffnungsloser Liebe erliegen zu müssen und heute erschien ihm diese Episode aus seinem Leben nur noch wie ein Traum aus seiner Jugendzeit.

Jetzt war ihm der Gedanke an jene Zeit gleichsam ein Trost. Vielleicht kam auch noch für Kösel eine Stunde, in welcher sie mit Ruhe an ihre erste Liebe zurückdenken konnte und — ein wonniger Schauer durchrieselte ihn, als er daran dachte, — ihm ihr Herz voll und ausschließlich angehören würde.

Während Bernhard dieser Hoffnung nachhing, sah Kösel, in tiefes Nachsinnen verloren, in ihrem Gemach. Es war so seltsam ruhig in ihrem Innern geworden und sie athmete wie von schwerer Last befreit auf. Sie hatte gethan, was Recht war, für sich und Karl Halden, — ob aber auch für Bernhard Moosheim? Er hatte eine Vergesslichkeit von ihrem Herzen genommen, hatte sie herausgerissen aus aller Angst und Noth und ihrer Qual ein Ende gemacht. Er hatte sie beschützt und behütet mit so viel Uneigennützigkeit, — so viel Großmuth. Wenn sie Beide mit einander verglich, so mußte der Vergleich zu Bernhards Gunsten ausfallen, wenn sie aufrichtig sein wollte. Aber sie war nicht aufrichtig. Unter anderen Umständen, unter anderen Verhältnissen, wäre es Karl Halden vielleicht nie gelungen, ihr Herz zu gewinnen, aber das Unglück schmiedet festere Ketten als das Glück, und das Unglück hatte sie verbunden. Es lag etwas Eigenförmiges, Hartnäckiges in dieser Liebe zu Karl. Er hatte ihr Leben gerettet und von der Stunde an war ihm dieses Leben geweiht und wenn das Schicksal es nicht anders gefügt hätte, so würde es ihm gehört haben für alle Zeit.

Ihre Liebe zu Karl mußte für immer begraben werden. Aber konnte eine andere Liebe den Platz derselben ausfüllen?

Wenn etwas die Ruhe störte, die sie sich durch den Entschluß, Bernhards Gattin zu werden, verschafft zu haben glaubte, so war es der Gedanke, ob Moosheim auf die Dauer mit dem zufrieden sein werde, was sie ihm zu bieten hatte. Sie war fest entschlossen, die Pflichten, welche sie übernommen hatte, getreu zu erfüllen und wenn auch nur innige Dankbarkeit und herzliche Freundschaft, mit der Zuversicht verbunden, in ihm einen Beschützer gefunden zu haben, der sie vor allem Ungemach bewahren würde, sie an ihn fesselten, es war doch ein Band, dessen Stärke sie begreifen gelernt hatte.

Die Käthn war überrascht, sie konnte sich dieses gewaltsam herbeigeführten Schlusses nicht freuen. Es hätte nach ihrer Ueberzeugung und Erfahrung anders kommen müssen. Kösel's Herz hätte erst völlig gefunden müssen, dann wäre es vielleicht möglich gewesen, ja, sie glaubte es gewiß, daß Beide sich gefunden hätten. So aber konnte sie ihre Besorgniß nur mit Mühe verbergen.

Und dennoch hatte es den Anschein, als ob ihre Besorgniß durchaus grundlos sein sollten. Einige Tage vergingen freilich noch, während welcher sie an Kösel etwas von der alten Unruhe bemerkte, aber dann schien dieselbe sichtlich zu schwinden. Mit Eifer ging sie an ihre täglichen Beschäftigungen.

Sie verlangte nach Arbeit, sie wünschte sich nützlich zu machen und klagte sich selbst an, daß sie selber so wenig gethan hätte, um sich ihrer Beschützerin dankbar zu zeigen. Diese war eine scharfe Beobachterin und bemerkte mit Besorgniß, daß sich Kösel so eifrig beschäftigte, um nur nicht zum Nachdenken zu gelangen.

Da kam der erste Brief von Bernhard. Mit zitternden Händen nahm ihn Kösel in Empfang. Bernhards Schreiben war wenig von denjenigen verschieden, die er früher an Kösel gerichtet hatte. Es war kaum daraus zu erschen, daß er dem Mädchen gegenüber eine andere Stellung eingenommen hatte, als die eines treuen beratenden Freundes. Nur beiläufig erwähnte er des Vorgefallenen. Er fragte an, ob Kösel damit einverstanden sei, die Hochzeit bald stattfinden zu lassen.

Von Karl Halden schrieb er nichts. Hatte er ihm gesagt, was geschehen sei, oder nicht? Sie glaubte das Erstere annehmen zu müssen, aber weshalb schrieb Bernhard keine Silbe davon. Kösel fühlte, daß es ihr eine Beruhigung gewesen wäre, wenn sie Karl's Meinung gekannt haben würde.

So drängte sich überall sein Bild zwischen ihre

Gedanken an die Zukunft. Sie erinnerte sich noch immer lebhaft des Momentes, in welchem er ihr das furchtbare Geheimniß enthüllt hatte und eine bange Ahnung erfüllte sie. Hatte sie Recht gethan? Wäre es Karl nicht ein Trost gewesen, wenn sie keinem anderen Manne angehörte, da sie ihm nicht angehören konnte?

Sie dachte nicht an sich, nur an Karl und der Gedanke an ihn quälte sie ununterbrochen so lange, bis sie zu einem Entschlusse gelangte und in ihrem nächsten Briefe Bernhard fragte, ob Karl mit ihrer Verbindung einverstanden sei.

„Ich habe Dir absichtlich nichts über Karl Halden berichtet, Rosa,“ antwortete Moosheim zurück. „Ich hielt es für am Besten, daß in Zukunft sein Name zwischen uns unausgesprochen bleibe und es thut mir leid, zu bemerken, daß Du durch den Gedanken an ihn noch so sehr beunruhigt bist. Ich will Dir nur kurz mittheilen, daß er unsere Verbindung für passend erachtet. Du wirst es mir ersparen, Dir für heute mehr mitzutheilen. Auf Deine besondere Anfrage schreibe ich Dir noch, daß Karl so still und zurückgezogen lebt, daß selbst seine nächsten Freunde ihn kaum sehen.“

Bernhards erstem Briefe folgten im Laufe der nächsten Zeit noch mehrere, aber in keinem derselben war weiter von Karl die Rede. Auch Kösel vernahm es, seinen Namen zu nennen, aber ihre Gedanken beschäftigten sich doch noch unaufhörlich mit ihm. Ihre Briefe an Moosheim trugen zwar den Stempel wahr und aufrichtig empfundener Wärme und Herzlichkeit, aber dennoch lag ein Etwas in denselben, das Bernhard wie ein eisiger Frosthauch berührte, der seine schönsten Träume und Hoffnungen für die Zukunft zu zerstören drohte.

X.

Sechs Wochen waren wie im Fluge dahingeschwunden. Sie hatten aber vollständig hingereicht, Moosheim zu überzeugen, daß er ein Wagniß unternommen hatte, an dessen Folgen er schwer zu tragen haben würde.

Sein Blick war durch Eifersucht geschärft und seine Unterredung mit Karl wenig geeignet gewesen, ihn zu beruhigen und seine Befürchtungen zu zerstreuen. Er fand Karl in einem wirklich beklagenswerthen Zustande, aber er hielt es doch nicht für berechtigt, daß derselbe seine Verlobungsanzeige mit verstocktem Hohn entgegennahm. In seiner Leidenschaftlichkeit und in seinem Schmerz nahm Karl keinen Anstand, Bernhard zu sagen, daß derselbe nie hoffen dürfe, in Kösel's Besitz den Frieden zu finden.

„Wir Beide“, sagte er in scharfem Tone, „sind vom Glück ausgeschlossen. Hätte sie allein ihren Lebensweg fortgesetzt, so würde sie vielleicht eines Tages Ruhe gefunden haben, aber daß sie so rasch vergessen hat, muß ihr zum Fluche werden.“

Es waren die Worte eines Fieberkranken, denen Bernhard Gehör geliehen und doch trafen sie ihn bis in das Innerste seines Herzens und gönnten ihm nicht Ruhe noch Rast. Und wenn er sie vergessen zu haben glaubte, wenn er in einem Briefe von Kösel die Ueberzeugung suchen wollte, daß sie mit ihm glücklich werden könnte, dann fand er sicher das eine oder andere Wort, das, vielleicht nur zufällig geschrieben, ihn wieder in den Abgrund des Zweifels zurückstieß.

Die alte Käthn hatte ihm mitgetheilt, wie sehr Kösel sich geändert habe, daß das Verlöbniß einen günstigen Einfluß auf sie auszuüben scheine und daß sie hoffe, ihr Neffe würde in dem Besitze des lieblichen Mädchens das Glück finden, das man von einer auf gegenseitiger Achtung erbauten Grundlage erwarten dürfe.

„Keine Liebe, — keine Liebe! Ein langes — langes Leben hindurch!“ murmelte Bernhard bitter vor sich hin.

Es war ein Glück für ihn, daß die Arbeiten, mit welchen er überhäuft war, ihm nicht gestatteten, sich gänzlich seinen quälenden Gedanken hinzugeben.

Er hatte kaum noch der unglücklichen Frau gedacht, die auf seine Anordnung nach dem „Allgemeinen Krankenhause“ geschafft und dort gestorben war. Er hatte sie von ganzem Herzen bedauert, aber außer der Nachricht, daß jener Mann, der das arme Weib verfolgt hatte, bis sie dem Wahnsinn und dem namenlosesten Elend preisgegeben war, wegen eines Einbruchs im Gefängnisse einen Theil seines Lebens verbringen sollte, hatte er nichts wieder von der ganzen Angelegenheit gehört. Auch ihr Nachlaß, die versprochenen Papiere, waren ihm nicht zugestellt worden und in seiner Aufregung und Unruhe dachte er nicht daran, dieselben zu fordern.

Mittlerweile rückte der bestimmte Tag heran, an welchem seine Vermählung mit Kösel in Flensburg in aller Stille stattfinden sollte.

Es war drei Tage vor demselben. Bernhard war beschäftigt, seine Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Es geschah nicht mit dem freudigen Vorgefühle, das man bei einem glücklich Liebenden voraussetzen berechtigt ist, sein Herz war vielmehr von bangen Ahnungen und der Empfindung kommenden Unheils erfüllt. Fast mechanisch traf er die

letzten Anordnungen, um dann den Rest des Abends in dem Lehnstuhle neben dem Kamin, in welchem kein Feuer brannte, zu verbringen, wahrscheinlich wieder in unbehaglich nachdenklicher Stimmung.

Kaum hatte er sich dort niedergelassen, als sein Diener eintrat und ihm meldete, daß eine Wärterin aus dem „Allgemeinen Krankenhause“ ihn zu sprechen wünsche.

Bernhard wußte, weshalb sie kam und die Störung war ihm keine unwillkommene, da sie ihn von seinen düsteren Betrachtungen ablenkte.

Die Wärterin Anna trat ein. Er forderte sie auf, sich zu setzen, aber sie lehnte es ab.

„Ich will mich nicht lange aufhalten,“ sagte sie, „meine Zeit ist gerade heute sehr in Anspruch genommen. Wir haben überhaupt viel zu thun,“ fuhr sie fort, „ich wäre sonst schon früher gekommen, aber ich konnte mich nicht frei machen und wollte doch den Nachlaß der Todten selbst in Ihre Hände legen. Er ist unverletzt. Die darin enthaltenen Aufschlüsse würden, wie der Inspector meinte, für Niemanden von Nutzen sein.“

Sie hatte bei diesen Worten das Päckchen, noch immer mit dem Shawl umwickelt, vor Moosheim auf den Tisch gelegt.

„Ihnen,“ fuhr sie fort, „sage ich noch meinen herzlichsten Dank. Ich glaube, niemals sind Wohlthaten mehr am Plage gewesen, als bei jener armen Unglücklichen.“

„Sprechen Sie nicht davon,“ unterbrach Bernhard die Wärterin beinahe ungeduldig. „Was ich gethan habe, war wohl kaum mehr als Menschenpflicht und verdient nicht so viel Aufhebens.“

„Wenn alle Menschen ebenso dächten, Herr Moosheim,“ sagte die Wärterin ernst, „dann gäbe es nicht so viel Elend auf der Welt.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Noch lange, nachdem sie verschwunden war, sah Moosheim schweigend da und blickte auf das Päckchen. Im ersten Augenblick hatte er eine Bewegung mit der Hand gemacht, als wollte er es an sich nehmen, aber es dünkte ihn am Vorabend der Abreise zu seiner Braut doch keine angenehme Beschäftigung, sich mit seinen ohnehin sehr trüben Gedanken in die Tiefe des Elends eines Menschenlebens zu begeben. Und dann dachte er weiter nicht über fremdes Leid nach, sondern über sein eigenes, bis auch dieses Nachdenken ihm zur Qual wurde. Und unbewußt griff seine Hand nach dem Päckchen, halb unbewußt, halb vielleicht von dem Wunsche befeuert, Zerstreung — Ableitung zu finden. Er löste das Band, welches das Päckchen zusammenhielt.

Dann zog er den kleinen Tisch näher an sich heran. Er schlug den Shawl auseinander und aus demselben fiel klirrend ein Gegenstand auf die Erde und rollte weit über den Estrich. Es war ein Ring, ein schlichter, goldener Reif, gerade ein solcher, wie auch ihm bald an den Finger gesteckt werden sollte, ob nicht auch ihm zum Verderben, wie dieser dem Träger oder der Trägerin zum Fluch geworden war?

Bernhard nahm den Ring vom Boden auf und ließ den Blick auf den schlichten Goldreifen ruhen. Er erinnerte sich plötzlich, daß er einen ganz ähnlichen Ring bei seiner Braut gesehen hatte.

Voll unerklärlicher Unruhe getrieben durchsuchte er die Papiere. Sein Antlitz war todtbleich geworden. Aber kein Laut entschlüpfte seinen Lippen, kein Zug seines Gesichtes veränderte sich, während er ein Blatt nach dem andern umschlug und ein zerfetztes Papier nach dem andern durchflog und doch tauchte es vor ihm auf mit entsetzlicher Gewißheit. Ein Seufzer löste sich von seinen Lippen, als er zu Ende war und die Papiere wieder zusammenraffte. Das war aber auch Alles, was verrieth, daß er soeben die letzte Hoffnung begraben hatte. Jetzt war ihm Alles klar geworden.

„Glücklicher Karl! Glückliche Rosa!“ murmelte er. Er bebt wieder und wieder zusammen, wie vom Fieberfrost geschüttelt. Kösel war nicht Erich Halden's Kind und Karl's Schwester. Vor ihm lag der Todtenschein der Tochter Erich Halden's und die lebende Rosa war die Tochter jener unglücklichen Frau Dörner, die in seinem Beisein im „Allgemeinen Krankenhause“ gestorben war. Nun konnte er auch das unüberwindliche Hinderniß, welches Karl und Kösel getrennt hatte. Jetzt war dieses Hinderniß beseitigt und —

Er wanderte im Gemache auf und nieder, rastlos, unaufhaltsam, und nur bisweilen flüsternd seine bleichen Lippen:

„Alles, Alles verloren, verloren für immer.“

Auch nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke in den Sinn, daß Kösel jetzt auch die Seine werden könnte. Aber er brauchte ja nur die Papiere zu vernichten und niemals konnte Jemand das Geheimniß verrathen, auch jener Jakob nicht, wenn er davon wußte. Die Beweise, die unumgänglich notwendigen Beweise fehlten, wenn jene Papiere verbrannt waren.

(Fortsetzung folgt.)